

Beilage zur Reformierten Presse

N° 41/2004

# konstruktiv

Theologisches aus Bern

## Jüdische Studien in Bern



# Editorial

Das Christentum ist mit dem Judentum an seiner Wurzel verbunden: Die ersten Christen waren wie Jesus selbst Juden; der Vater Jesu ist nach dem Neuen Testament kein anderer als der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs (Mat. 22, 32), der zuvor Israel erwählt hatte. Zum Selbstverständnis der Kirche gehört daher, ausgesprochen oder unausgesprochen, immer auch eine Aussage, wie sie sich zum ersterwählten Volk Gottes verhält. Der Schweizer Theologe Karl Barth hat dies treffend auf den Punkt gebracht in dem Diktum, dass «es schliesslich nur eine tatsächlich grosse ökumenische Frage gibt: unsere Beziehung zum Judentum». Im ökumenischen Geist den Dialog mit dem Judentum zu suchen und zu pflegen, setzt voraus, dass Christinnen und Christen, insbesondere Pfarrerinnen und Pfarrer, das Judentum als eine andere Gestalt biblischen Glaubens kennen und würdigen lernen. Die Theologische Fakultät der Universität Bern trägt dieser Aufgabe seit langem durch einen Lehrauftrag in Judaistik Rechnung. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, ihr Lehrangebot in diesem Bereich zu verstärken und zugleich im Verbund mit der Philosophisch-Historischen Fakultät eine Forschungsstelle Judaistik einzurichten. Aus diesem Anlass ist dieses Heft dem Thema «Jüdische Studien in Bern» gewidmet.

Matthias Konradt  
Professor für Neues Testament an der  
CTheol. Fakultät



## 4/5 **Warum Theologiestudierende die jüdische Religion kennen lernen sollten**

Es gilt, nicht nur alten Feindbildern, sondern auch neueren Projektionen und Idealisierungen entgegenzutreten.

## 6/7 **Die Bedeutung des Judentums für das Christentum**

Die Begegnung mit dem Judentum kann von christlicher Seite als positive Herausforderung empfunden werden, die dazu anregt, die eigene Glaubens- und Lebenspraxis neu zu überdenken und auch kritisch zu hinterfragen.



## 8/9 **Jüdisches Leben in Bern**

Judentum und jüdische Kultur sind in unseren Breitengraden jahrhundertlang fremd geblieben. Erst spät kam es zur Emanzipation, noch später zum Bemühen um Wissen und Verstehen.

## 10/11 **Die Alte Kirche und die Juden**

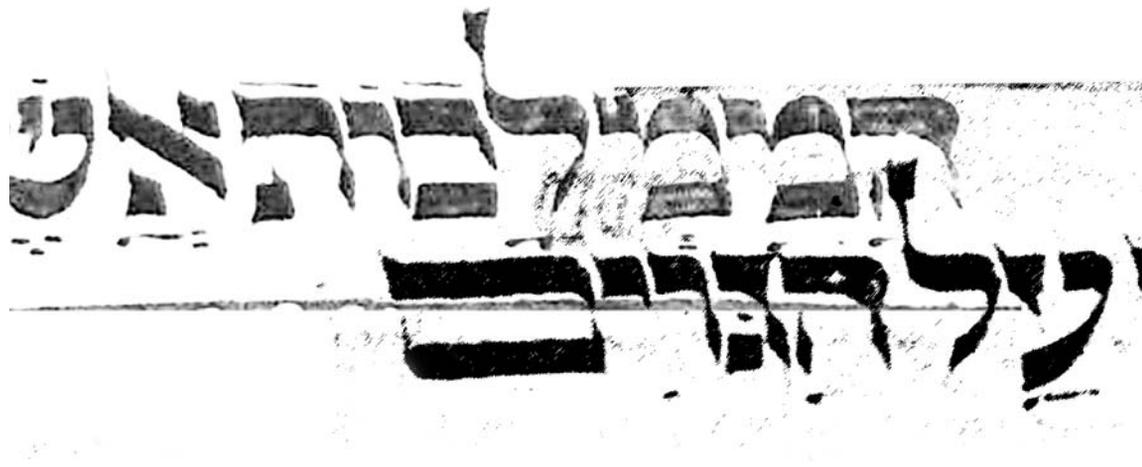
Wie sich die Wege von Judentum und christlicher Kirche trennten und wie es zur Herausbildung eines christlichen Antijudaismus kam.

## 12/13 **Juden im Mittelalter**

Im Mittelalter wurden wichtige Weichen im jüdisch-christlichen Verhältnis gestellt. Trotzdem konzentriert sich die Diskussion häufig auf Antike und Neuzeit.



## 14 /15/16 **Neues aus der Fakultät**



# Eigenständige wissenschaftliche Diskurstradition

Jacques Picard

## Grusswort

Jüdische Studien haben heute die Aufgabe, die Lebenswelten der Jüdinnen und Juden, ihre Geschichte, Gesellschaft, Religion, Kultur und Literatur in ihren Wechselbeziehungen mit der nichtjüdischen Umwelt von der Antike bis zur Gegenwart zu vermitteln. Dazu gehören die Veränderungen von Lebensbedingungen, Normen, Erfahrungen und Einstellungen; die Selbst- und Fremdwahrnehmungen sowie interkulturelle Vorgänge; die religiösen, geistigen, sozialen und politischen Strömungen unter den Juden und Jüdinnen; ihre politische und rechtliche Stellung im Vergleich verschiedener Staaten; ihre Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie ihre Wanderungsbewegungen; die geistigen Reflexionen auf Geschichte, Mythen und Gebote – und dann auch noch die Analysen der Ursachen und Auswirkungen von Antisemitismus und Antijudaismus ...

Das ist in der Tat ein weites Feld: durch Zeiten und Räume, die von Babylon bis Europa, von Spanien bis Nordamerika und über 3500 Jahre hinwegreichen. Darin ist auch die Schweiz, und hier übrigens Bern in besonderer Weise, ein historisch mit den benachbarten Regionen in Europa verbundener Boden. Jedoch: Wer wollte und könnte überhaupt diesen interdisziplinären Anspruch auf sich allein gestellt «einfangen» – es wäre eine schier

unmögliche Aufgabe! Der Optimismus des 19. Jahrhunderts, die Geschichte und Gegenwart von Juden und Judentum noch in einer einzigen Gesamtschau zu erfassen, ist dem Bewusstsein gewichen, dass das Judentum als eine Geschichte und Kultur der vielen Gesichter und vielen Geschichten zu verstehen ist.

An den Universitäten hat man diesen Themen lange wenig Beachtung geschenkt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust hat sich die Situation geändert. Die Kultur des Judentums gehört, so ist bewusst geworden, zum festen Kernbestand europäischer Geistes- tradition. Auch in der Schweiz haben in Forschung und Lehre «Jüdische Studien» einen festen Platz erhalten und entwickeln eine eigenständige wissenschaftliche Diskurstradition. Gewiss werden «Jüdische Studien» aber nicht zu einem Studiengang mit Massenandrang werden. Wird sich der Hochschulplatz Schweiz also an jeder Universität – Basel, Luzern, Lausanne, Zürich – eigene Lehrstühle und eigene Institute für diese unschätzbar wertvolle Blüte überhaupt leisten können und wollen?

Zukunft hat hier nur die notwendige Zusammenarbeit der Universitäten. Ob diese Zusammenarbeit in Form gemeinsamer Bachelor- und Masterstudiengänge oder gar als ein einziges Schwerpunktzen-

trum an einem Ort (wo auch immer) Gestalt annehmen wird, steht in den Sternen geschrieben. Reisende Professoren und Professorinnen sowie Lehr- und Forschungsk Kooperationen sind allerdings jetzt bereits Realität. Es ist daher gut und wichtig, dass an der Universität Bern eine Forschungsstelle entsteht, die zur Stärkung des gemeinsamen Anliegens in der Schweiz beiträgt.

Zum bildungs- und gesellschaftspolitischen Verständnis unseres Fachs soll abschliessend vermerkt werden: In einem demokratischen und zivilgesellschaftlichen Gemeinwesen kommt dem kulturellen Pluralismus heute eine zentrale Bedeutung für die Stärkung der universalen Rechtsgrammatik zu. Extremismus, Antisemitismus, Fundamentalismus und Rassismus sollen in einer liberal verfassten und sozial verantwortlichen Zivilgesellschaft keine Chance haben. Jüdische Studien haben als Lernziel, einen Beitrag zu solchen Bemühungen um rationale Analysen zu leisten.

Wir Basler gratulieren den Bernern zu ihrer Initiative, eine Forschungsstelle einzurichten, und wir freuen uns auf die Zusammenarbeit!

*Prof. Dr. Jacques Picard ist Direktor des Instituts für Jüdische Studien an der Universität Basel.*

Neben den klassischen Fächern – Biblische Exegese, Kirchen- und Dogmengeschichte, Dogmatik, Ethik und Praktische Theologie – sollen Theologiestudierende sich heute auch Grundkenntnisse in Kirchen- und Konfessionskunde, Ökumenik, Religionswissenschaft, Kirchenrecht, Diakonie und Judaistik aneignen. Muss das alles sein? Ja, Judaistik muss sein.

# Warum christliche Theologiestudierende die jüdische Religion kennen lernen sollten

Michel Bollag

Die Wahrnehmung der unsagbaren Katastrophe, die das Judentum während der Nazi Herrschaft getroffen hatte, setzte erst fünfundsiebzig bis fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges richtig ein. Eine Erklärung für die verzögerte Aufarbeitung der Geschichte liegt nebst der Unfassbarkeit des Grauens auch darin, dass – besonders für Christen – die Erkenntnis unerträglich war, dass die Lehre der Verachtung des «Alten Bundes» den Boden für die Shoa mit vorbereitet hatte, stellte sie doch die Fundamente des eigenen Selbstverständnisses in Frage.

Untrennbarer und in mancher Hinsicht bis heute fataler Bestandteil dieser Lehre war die Auffassung, die Schriften des Alten Testaments seien nur eine Vorbereitung für das Neue und die Kirche habe fortan den heilsgeschichtlichen Platz des wahren Israel eingenommen.

## Christlicher Anti-Anti-Judaismus...

Die Revision dieser Lehre begann in den Kirchen erst nach der Katastrophe in einem Prozess, der massgebend von den Kirchenleitungen initiiert wurde und der noch im Gang ist. Zu den charakteristischsten und nachhaltigsten Begleiterscheinungen dieses Prozesses, der auch in der Gesellschaft auf dem Hintergrund der humanistischen Tradition einsetzte, gehörte die Vermittlung von Grundwissen über

das Judentum im Rahmen des christlichen Religionsunterrichtes, aber auch in der öffentlichen Schule. Immer häufiger finden in diesem Rahmen auch Synagogenbesuche und Begegnungen mit jüdischen Menschen statt. Die Vermittlung von Grundwissen über das Judentum ist heute vielerorts zur Selbstverständlichkeit geworden und wird zunehmend in offizielle Curricula eingebaut. Meiner Ansicht nach war nicht so sehr die von den Vertretern des jüdisch-christlichen Dialogs erhobene Forderung nach Vermittlung von jüdischen Kenntnissen ausschlaggebend für die vermehrte Wahrnehmung des Judentums; erst die zunehmende Pluralisierung der Gesellschaft, deren Multireligiosität und Multikulturalität, hat, gepaart mit dem Einflussverlust der offiziellen Kirchen, die Bereitschaft beschleunigt, das Judentum als eine andere Religion kennen zu lernen.

Die Vermittlung von jüdischem Wissen geschieht heute immer mehr jenseits kirchlicher Anliegen im Rahmen eines zum gesellschaftspolitischen Bedürfnis avancierten Unterrichts über die in der Schweiz präsenten Religionsgemeinschaften. Vielleicht zeigt sich in diesem Phänomen auch eine notwendige Spätfolge der Shoa in der Postmoderne: der gesellschaftliche Plausibilitätsverlust von Glaubensvorstellungen, die sich als Kom-

plizinen des Bösen oder zumindest als ineffizient für dessen Bewältigung erwiesen haben. In dieser Situation ist ein gesellschaftlicher Raum entstanden, in dem Sinnenanbieter die religiösen Bedürfnisse der Konsumenten zu befriedigen versprechen. In diesem veränderten Kontext muss die Frage gestellt werden, warum Theologiestudierende sich mit dem Judentum auseinandersetzen sollen und welche Chancen sich dadurch eröffnen.

## ... muss nicht nur ausgedrückt, sondern auch gelernt werden

Die zwingende Notwendigkeit für Theologiestudierende, sich im Rahmen ihres Studiums nicht nur Kenntnisse über das Judentum anzueignen, sondern sich auch darüber prüfen zu lassen, ergibt sich aus einer doppelten Perspektive: Erstens ist dieses Wissen unerlässlich, wenn der Prozess der Umkehr der Kirche und der neuen Wahrnehmung des Judentums durch das Christentum in den letzten 50 Jahren nachhaltig in der Kirche verankert werden soll. Ohne solides theologisches Fundament, für welches das alttestamentliche Fachwissen nicht genügt, ist dieses Anliegen nicht durchzusetzen. (Diese Behauptung soll in keiner Weise die in Bezug auf die Berücksichtigung der genuin innerjüdischen Perspektive der Bibel vorbildliche Arbeit der Theologischen Fakultäten



Pfandleiher in seiner Stube (nach einem Holzschnitt von 1491).

tät der Universität Bern schmälern.) Zu einem solchen Fundament gehören Kenntnisse der rabbinischen Quellen der Antike und ihrer Bedeutung innerhalb der jüdischen Tradition, Kenntnisse der jüdischen Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart sowie der jüdischen Religion in ihren heutigen theoretischen und praktischen Ausprägungen und natürlich ganz besonders das Verstehen der Entstehung des Christentums aus dem Judentum. Es geht darum, das Judentum von aussen zu betrachten und es so zu sehen und anzunehmen, wie es ist: als der Andere, der in sich selbst Spuren des Anderen mit sich trägt, also keinesfalls auf eine eindimensionale Definition reduzierbar ist.

Die bereits angesprochene gesellschaftliche Situation der religiösen Orientierungslosigkeit innerhalb der pluralistischen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts ist die andere Perspektive, von der aus ein Lehrgang Judentum für Theologen seine entscheidende Bedeutung erhält. Es geht um die Entdeckung der Thora als einer Konzeption, deren ursprünglicher Kern ein Gesetz ist, das die Grundwerte der Menschenwürde und der Gerechtigkeit zu einer an die Gesellschaft und an den Einzelnen gerichteten absoluten Forderung macht. Ohne diese jenseits von Einzelbedürfnissen begründete Forderung, die das spätere jüdische Thoraverständnis be-

wahrt und weiterentwickelt hat, verliert auch der moderne, säkulare demokratische Rechtsstaat eine seiner existenziellen Grundlagen. Die Forderung, Recht und liebende Gerechtigkeit zu üben, wird von Propheten und Gelehrten an das eigene Volk gerichtet. Ihre Geltung ist jedoch aufgrund des monotheistischen Gedankens universeller Natur, sie gehört auch zum während langer Zeit verdrängten jüdischen Anteil des Christentums. Die Wiederentdeckung der Thora ist deshalb aus der Perspektive jüdischer Religionslehren und einer christlichen Theologie, die sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusst ist, keine Frage, die von besonderen Schwerpunktinteressen der Studierenden abhängig gemacht werden darf. Sie ist im Kontext beliebig auf den Markt drängender religiöser Sinnangebote ein Muss, wenn die in westlichen Gesellschaften immer noch prägende christliche Kultur auch in Zukunft eine gesamtgesellschaftliche Relevanz beanspruchen will.

#### Fangen wir an!

Die veränderten Bedingungen, unter denen Wissen vom Judentum heute christlichen Theologen vermittelt werden kann, bieten auch die Chance, ein weniger verkrampftes Verhältnis zwischen Judentum und Christentum zu finden. Gewiss: Die Lehre der Thora-Verachtung und die

Shoa bleiben ein unabdingbarer Faktor in der Aufarbeitung jüdisch-christlicher Beziehungen. Damit bleiben sie auch für die Theologie von bleibender Relevanz. Die negative Bestimmung des Verhältnisses zwischen Judentum und Christentum muss aber weder der einzige noch der entscheidende Anknüpfungspunkt zwischen den beiden Religionen bleiben. Die auf dem Hintergrund der pluralistischen Sichtweisen und Denkmodelle in den Geisteswissenschaften möglich gewordene Neuentdeckung verschiedener Judentümer in Vergangenheit und Gegenwart, die Wahrnehmung der Tatsache, dass die Grenzen zwischen Judentum und Christentum lange Zeit viel fließender waren, als man es auf beiden Seiten wahrhaben wollte, und weitere neuere Ergebnisse der historischen Erforschung jüdischer Lebens- und Denkformen tragen dazu bei, den Projektionen und Idealisierungen, die das Verhältnis der Christen zu den Juden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts weitgehend bestimmt haben, entgegenzuwirken. Für die notwendige Auseinandersetzung der christlichen Theologie mit jüdischer Wirklichkeit könnte der Boden nicht fruchtbarer sein.

*Rabbiner Michael Bollag ist Co-Leiter des Zürcher Lehrhauses und Lehrbeauftragter der CTheol Fakultät für Judaistik.*

Konkurrieren Judentum und Christentum, oder ergänzen sie sich? Das Judentum widerspricht jedem christlichen Anspruch auf ein Heilsmonopol der Kirche – und das ist für das Christentum vielleicht sehr gut.

Johanna Hess

# Die Bedeutung des Judentums für das Christentum

einer Verabsolutierung ihrer Glaubenslehre und der Ausarbeitung einer hohen Christologie (Christus als menschengewordener Gott), die von jüdischer Seite als Gefährdung des Monotheismus erlebt wurde.

Je mehr sich nun die Verbindung zwischen den christlichen Gemeinden und ihrer jüdischen Umwelt löste und die Kirche sich zunehmend in die Völkerwelt hinein ausbreitete, desto mehr festigte sich auch eine klischeehafte Negativedarstellung der jüdischen Religion. Dies führte dazu, dass das Verhältnis zwischen Christen und Juden über Jahrhunderte hinweg von Unterstellungen, Verzeichnungen und Vorurteilen vor allem auf christlicher Seite geprägt war. Christliche Identität wurde zum Teil über eine polemische Abgrenzung vom Judentum und eine damit einhergehende Abwertung jüdischen Glaubens bestimmt: Um das «Neue» des christlichen gegenüber dem jüdischen Glauben zu profilieren, definierte sich das Christentum in vielerlei Hinsicht antithetisch zum Judentum (Gesetz versus Evangelium, alter versus neuer Bund usw.) und schuf somit eine Basis für den christlichen Antijudaismus.

## Vom kirchlichen Antijudaismus zum rassistischen Antisemitismus

Diese von Christen gepflegte anti-jüdische Tradition stellte nicht nur eine intellektuelle Herausforderung dar, sondern oft auch eine physische Bedrohung für die Existenz des jüdischen Volkes, die ihren schrecklichsten Höhepunkt in der Vernichtung von Millionen von Juden im Dritten Reich hatte. Ausgelöst durch die Erkenntnis christlicher Mitverantwortung an der Shoa, versuchte man vor allem von kirchlicher Seite aus, das Verhältnis des Christentums zum Judentum von Grund auf neu zu bestimmen. Dieses neue Verhältnis sollte nicht länger judenfeindlich geprägt sein, sondern von der Bereitschaft, bereits festgefahrene Vorurteile gegenüber dem Judentum abzubauen und das Judentum und Christentum Verbindende und Gemeinsame zu suchen, um so die Voraussetzungen für die Entstehung neuer antisemitischer Tendenzen im Keim zu ersticken.

Das Christentum hat seinen historischen Ausgangspunkt in der Person Jesu von Nazareth. Jesus freilich war nicht erster Christ, sondern Jude. Fragt man nach der Person und dem Leben Jesu, so kommt man nicht umhin, sich seiner tiefen Verwurzelung im Judentum bewusst zu werden. Seine Botschaft und sein Handeln können nicht in Differenz zum damaligen Judentum, sondern nur in dessen Kontext verstanden werden. Als Gründer einer charismatischen Erneuerungsbewegung verfolgte er das Ziel, sein zeitgenössisches Judentum zu erneuern, nicht aber, eine neue Religion zu stiften.

## Von Jesus zur Kirche

Letztere Rolle wurde ihm erst aus der Perspektive seiner Wirkungsgeschichte im Christentum zugeordnet. Erst im Urchristentum und vor allem durch Paulus wurden die ethnischen Grenzen des Judentums aufgebrochen. Aus der charismatischen Erneuerungsbewegung Jesu wurde eine jüdische Gruppierung mit universalem Anspruch, in deren Zentrum der Glau-

be an Jesus als den Christus stand. Die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk wurde bei Paulus nicht mehr als Voraussetzung für die Teilhabe am Heil gesehen, das Christus gewirkt hat. Allein die Anerkennung der Gegenwart göttlichen Handelns in der Person und im Geschick Jesu schien für Paulus die wichtigste Rolle zu spielen. Zu einem letztgültigen Bruch mit dem Judentum kam es allerdings erst in den christlichen Gemeinden der zweiten und dritten Generation.

## Kirche und Judentum

Diese Gemeinden waren geprägt von Auseinandersetzungen mit ihrer jüdischen Umwelt. Nach der Tempelzerstörung im Jahr 70 n. Chr. musste sich das Judentum neu formieren. Bei der Suche nach einem «kultlosen» Judentum standen die christlichen Gemeinden zu den damaligen jüdischen Gruppierungen in Konkurrenz. Vor allem mittels Aus- und Abgrenzungen versuchten die jeweiligen Parteien, ihre eigene Identität zu definieren. Dies führte auf christlicher Seite zu



Drei orthodoxe Juden auf dem Weg zur «Klagemauer»

-----  
«Christen müssen sich bewusst sein, dass sie keinen neutralen Zugang zum Judentum haben können, sondern das Judentum immer aus einer christlichen Perspektive heraus, das heisst von aussen, wahrnehmen.»

### **Der Gewinn für das «Eigene» in der Wahrnehmung des «Anderen»**

Die Suche nach Gemeinsamkeiten beider Religionen war und ist ein wichtiges Moment im jüdisch-christlichen Dialog, vor allem für die christliche Religion, die aufgrund ihrer jüdischen Wurzeln ohne das Judentum weder vollständig definiert noch verstanden werden kann. Allerdings kann das Verhältnis zwischen Christen und Juden nicht allein auf den Aspekt des Gemeinsamen reduziert werden, ihre Beziehung zueinander muss differenzierter betrachtet werden. Denn ihre Beziehung ist auch von theologischen Differenzen geprägt. Insbesondere das christliche Bekenntnis zu Jesus als dem Christus und der Anspruch, dass der am Kreuz gestorbene Jesus von Nazareth der verheissene Messias sei, trennt die christliche von der jüdischen Religion. Auch die Vorstellung von Jesus als der zweiten Person der göttlichen Trinität ist aufgrund der Einheit und Einzigartigkeit Gottes (Schema Israel: «Höre, Israel, der HERR unser Gott ist Einer») von jüdischer Seite her undenkbar. Das Verhältnis zwischen Judentum und Christentum ist also nicht einseitig, das heisst nur durch das Benennen von Gemeinsamkeiten zu bestimmen. Damit wird zwar die grosse Nähe beider Religionen zueinander zum Ausdruck gebracht,

aber weder das spezifisch Christliche noch das spezifisch Jüdische genügend gewürdigt.

Christen müssen sich bewusst sein, dass sie keinen neutralen Zugang zum Judentum haben können, sondern das Judentum immer aus einer christlichen Perspektive heraus, das heisst von aussen, wahrnehmen. Dies führt häufig dazu, dass Christen vornehmlich von dem Interesse geleitet werden, nur solche Aspekte des Judentums wahrzunehmen, auszuwählen und darzustellen, die für den christlichen Glauben wichtig erscheinen. Dies kann eine christliche Vereinnahmung des Judentums zur Folge haben, die das bleibend Unterscheidende beider Religionen verwischt und das Judentum als eigenständige Religion nicht mehr wahrnimmt.

### **Verstehen setzt kennen voraus**

Ein Ziel sollte deshalb ein möglichst objektiver und von der christlichen Perspektive unabhängiger Zugang zum Judentum sein. Diese Möglichkeit eröffnet die Judaistik. Eine Förderung und Stärkung des Lehrangebots auf diesem Gebiet ist daher unabdingbar. Nur mit Hilfe der Judaistik kann ein Einblick gewonnen werden, wie das Judentum sich selbst, von innen heraus, versteht. Auf diesem Weg können wir einen Zugang zu einem mög-

lichst authentischen und differenzierten Bild des Judentums erhalten und die Eigenheit und Fremdheit, die Lebendigkeit und Vielfalt der jüdischen Religion kennen lernen. Die Achtung vor dem Glauben anderer verlangt nach fundiertem Wissen über deren Glauben und erfordert die Bereitschaft, Neues kennen zu lernen, Gemeinsamkeiten zu sehen, aber auch Differenzen und die Besonderheit der anderen Religion wahrzunehmen. Nicht durch Abgrenzung und Diffamierung, sondern vielmehr in gegenseitiger Akzeptanz und Achtung vor dem fremden, aber auch eigenen Glauben können die Weichen für einen für beide Glaubensgemeinschaften fruchtbaren jüdisch-christlichen Dialog gefunden werden. Denn erst wenn die Begegnung mit dem Judentum von christlicher Seite als eine positive Herausforderung empfunden wird, die uns dazu anregt, die eigene Glaubens- und Lebenspraxis neu zu überdenken und auch kritisch zu hinterfragen, wird uns auch als Christinnen und Christen die Bedeutung des Judentums als bleibende und bereichernde Voraussetzung unserer Identität bewusst.

*Johanna Hess ist Assistentin am Institut für  
Bibelwissenschaft (Abteilung Neues Testament)  
der CTheol Fakultät.*

Die Schweiz gehört heute zu denjenigen Ländern, in denen Juden und jüdisches Leben keinerlei Diskriminierung oder gar Verfolgung zu gewärtigen haben. Aber das war nicht immer so ...

# Jüdisches Leben in Bern

Rolf Bloch

Judentum und jüdische Kultur sind in unseren Breitengraden jahrhundertlang fremd und Juden Fremde geblieben. Dies gilt auch für Bern. Zwar sind Juden wahrscheinlich schon mit den Römern auf die Enge-Halbinsel gezogen. Sie werden im 5. Jahrhundert in der Lex Burgundorum erwähnt und haben sich schon kurz nach der Stadtgründung auch in den Schutz der Stadt Bern begeben. Ihre Anwesenheit in Bern ist um 1250 belegt. Dennoch blieben sie hier Fremde und nur gerade eben Geduldete. Sie wurden als Christismörder, Hostienschänder, Ritualmörder und Brunnenvergifter zur Pestzeit beschuldigt. Ihre Aufenthaltssituation war prekär.

## Bern wird «judenfrei»

Dazu trug ihre angesichts des christlichen Zinsverbotes fast einzig mögliche Tätigkeit als Geldverleiher das Ihre bei. Sporadische Verfolgungen mit Folter, Ermordung oder Vertreibung und Wiederezulassung lösten einander ab. Im Jahre 1427 wurden dann die Juden auf «ewige Zeiten» aus dem Gebiet von Stadt und Land Bern ausgewiesen, ein Edikt, das wenigstens formell – 400 Jahre in Kraft blieb. Ähnliches spielte sich im übrigen Gebiet der heutigen Schweiz ab. Allerdings wurden in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, gegen Ende des Dreissigjährigen Kriegs, doch jüdische Flüchtlinge in einem Untertanengebiet der Eidgenossen, nämlich in der Grafschaft Baden, aufgenommen. Sie erhielten ein periodisch zu erneuerndes Niederlassungsrecht, was zur Entstehung der beiden Ortschaften Endingen und Lengnau als den so genannten (einzig) Judendörfern in der alten Eidgenossenschaft führte.

## Die späte Emanzipation

Erst im Gefolge der Französischen Revolution setzte die rechtliche Emanzipation der Juden ein. Sie erhielten während der Helvetik individuelle Freiheitsrechte, also auch die Niederlassungsfreiheit, nicht dagegen die politischen Bürgerrechte. Mediations- und Restaurationszeit brachten

Rückschläge. Erst 1845 gewährte der Stand Bern den Juden die Niederlassungsfreiheit und somit die Möglichkeit, eine jüdische Gemeinde zu bilden (1848) auf eidgenössischer Ebene wurde ihnen die Niederlassungsfreiheit erst mit der Revision der Bundesverfassung 1866 (und nicht schon bei der Staatsgründung 1848) gewährt; die Kultusfreiheit sogar erst 1874. Die rechtliche Emanzipation der Juden erfolgte in der Schweiz somit nur zögernd und im Vergleich zu andern Ländern spät.

## Die Gegenwart

Kein Wunder, dass in einem solchen Umfeld die gesellschaftliche Akzeptanz der Juden in der Schweiz wie auch in Bern nur langsam vorankam. Sie blieben hier weiterhin Fremde und Jüdisches fremd. Der in der westlichen Welt aufkommende Antisemitismus wirtschaftlicher und sozialer Ausprägung, eine Art der Judenfeindschaft, der den kirchlichen Antijudaismus mit der Zeit weitgehend ablöste, hielt diese Zurückhaltung gegenüber den Juden aufrecht, ja verstärkte sie. Im Gegensatz zum biologisch-rassistischen Antisemitismus war selbst zur Nazizeit dieser eher gesellschaftliche Antisemitismus auch in der Schweiz latent vorhanden, wenn er sich auch nicht physisch auswirkte. Er prägte das Verhältnis zu den Juden im 20. Jahrhundert bis weit in die 60er Jahre. Er bestand somit in dieser Form auch während des Zweiten Weltkrieges und bewirkte, wenn auch nicht wie anderswo die Rücknahme der rechtlichen Emanzipation durch diskriminierende Judengesetze, so doch eine antisemitisch gefärbte Flüchtlingspolitik.

Erkenntnisse aus den Schrecken der Shoa, die Selbstbehauptung eines jungen jüdischen Staates, das Zweite Vatikanische Konzil und seine Auswirkungen, ein sich vertiefendes christlich-jüdisches Gespräch, die allgemeine Entwicklung zu einer zunehmend offenen, über weite Strecken multikulturellen Gesellschaft brachte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch grösseres Verständnis für Judentum und

Juden. Aus «Juden in Bern» wurden so etwas wie «Berner Juden». Die Gesellschaft war bereit, die Juden nicht mehr als Fremde (geschweige denn als Feinde) zu sehen, sondern als eine ihr angehörende Minderheit. Die öffentlich-rechtliche Anerkennung der jüdischen Gemeinde im Kanton Bern ist Ausdruck dieses neuen Status.

## Wie weiter?

Das könnte und sollte Ausgangspunkt sein zu einem nächsten Schritt, nämlich über Toleranz und Akzeptanz hinaus zum Kennen und Verstehen des Anderen weiterzugehen. Zum jüdischen Leben in Bern, das in einer aktiven Einheitsgemeinde von gegen 400 Mitgliedern gebündelt ist, gehört nicht nur der Kult in der Synagoge, sondern es leistet zum Beispiel mit den College-Veranstaltungen einen öffentlichen kulturellen Beitrag. Das Interesse für das Judentum als Mutterreligion des christlichen Glaubens hat ebenso zugenommen wie die Neugier auf die jiddische Sprache, auf chassidische Geschichten und Klezmer-Musik. Kennenlernen des andern ist eine wesentliche Voraussetzung für die Kohärenz und den Integrationsgrad einer Gesellschaft und dient damit dem interkulturellen Frieden.

Die neue Forschungsstelle wird Lehrangebote im Bereich der Judaistik generieren – mit dem langfristigen Ziel, das Fach an der Universität fest zu etablieren. Vorab werden die Lehrangebote insbesondere der Aus- und Weiterbildung von Lehrkräften und Pfarrern dienen, aber auch durch öffentliche Veranstaltungen der Aufklärung weiterer Kreise.

Die Berner Jüdische Gemeinde, die den konstruktiven Dialog mit ihren Mitbürgern anstrebt, begrüsst dieses Projekt der Universität Bern sehr, als Weg zu einem besseren Verständnis und einem Kennenlernen von Judentum, Jüdischem und den Juden.

*Dr. Rolf Bloch war Präsident des Verbandes jüdischer Gemeinden in der Schweiz. Er ist Ehrendoktor der CETHel Fakultät. Dr. Rolf Bloch: Jüdisches Leben in Bern*



Bild: epd-bild

Drei jüdische Gelehrte an der «Klagemauer» in Jerusalem.

Der christliche Antijudaismus beginnt mit dem Neuen Testament und seiner Rezeption in der frühen Kirche. Was ging schief? Wie können wir es heute besser machen?

## Die Alte Kirche und die Juden

Martien Parmentier

Das Christentum entstand als eine jüdische Sekte. Traditionell datiert man die Trennung zwischen Juden und Christen auf 70 n. Chr., als der zweite jüdische Tempel von den Römern zerstört wurde. Spätestens am Ende des ersten Jahrhunderts sollen Juden und Christen einander völlig entfremdet gewesen sein. Aber in Wirklichkeit blieben nicht nur die Christen aus den Juden, sondern auch die Christen aus den Heiden mit Händen und Füßen an ihre jüdische Erbschaft gebunden, auch wenn sie das jüdische Gesetz als überholt betrachteten. Antijüdische Polemiken des frühen Christentums sollten nicht als Äusserungen eines Antisemitismus avant la lettre verstanden werden, sondern als

Ausdruck des Bemühens, eine eigene nichtjüdische Identität zu finden und zu bewahren, die in ihrer jungen Zerbrechlichkeit von jüdischen und judaisierenden Christen gefährdet schien.

### Die Wege trennen sich

Aber es gibt noch einen weiteren wichtigen Faktor im Prozess der Trennung von Juden und Christen: den antiken Antijudaismus. Unter seinem Druck wurde der Trennungsprozess beschleunigt. Das Netzwerk der Synagogen hatte den Ausgangspunkt für Mission und Ausbreitung des Christentums gebildet. Unter dem Druck des römisch-griechischen Antijudaismus waren die christlichen Gemeinden ge-

zwungen, sich vor der Öffentlichkeit als eigenständige Gemeinschaft darzustellen. Die weitere Ausbreitung des Christentums und die Akkulturation in der griechisch-römischen Welt brachten den Konflikt mit den Synagogen.

Die Haltung des Christentums zu seiner jüdischen Erbschaft war immer ambivalent: Einerseits hatte es den Anspruch, das wahre Israel zu sein, andererseits weigerte man sich, sich mit dem Judentum zu identifizieren. Die Nichtübernahme der jüdischen Lebensweise entfremdete notwendigerweise die Heidenchristen den Judenchristen, die das jüdische Gesetz weiter beobachteten. Aber diese Entfremdung ging nicht überall zugleich vor sich und

nicht immer in gleicher Weise. Eigentlich hätten die jüdischen Christen die Brücke schlagen sollen zwischen Juden und (Heiden-)Christen, aber das ist nicht oder nicht mehr geschehen. Die Trennung vollzog sich allmählich, aber wie, wo, wann, bei welchen konkreten Menschen oder Gruppen von Menschen? In Frankreich beobachteten Christen die jüdischen Speisege-

---

### «Die Haltung des Christentums zu seiner jüdischen Erbschaft war immer ambivalent ...»

setze noch am Ende des 2. Jahrhunderts. In Kleinasien feierte man Ostern noch nach dem jüdischen Kalender, als man in Rom schon unsere heutige Praxis für apostolisch hielt.

Nach dem Kirchenhistoriker Eusebius und dem Ketzerjäger Epiphanius verliess die judenchristliche Gemeinde von Jerusalem die heilige Stadt im Jahre 66 infolge eines himmlischen Zeichens während des jüdischen Aufstandes und liess sich in Pella jenseits des Jordans nieder. Obwohl nach Epiphanius eine Anzahl von ihnen nach 70 wieder nach Jerusalem zurückkehrte, ist die Geschichte von der Flucht nach Pella für manche Historiker ein Anlass, nach Verbindungen zwischen der Jerusalemer Urgemeinde und den judenchristlichen Gruppierungen der Nazoräer und der Ebioniter jenseits des Jordans zu suchen, über die uns die Kirchenväter informieren. Eine auf einen der Urapostel zurückgehende Sukzession des lokalen Bischofs wurde als eine Art konkrete Garantie der Orthodoxie der Ortskirche betrachtet. Wenn man keinen Apostel im Archiv hatte, wurde einer erfunden oder entdeckt. Man kann sich fragen, ob Jerusalem dann nicht der Primat unter den Bischofssitzen zukam, worin sich die Priorität des Judenchristentums erhalten hätte. Das war aber nicht der Fall, denn die bischöfliche Nachfolge hatte dort mit der Verwüstung der Stadt durch die Römer im Jahre 70 aufgehört, und die örtliche Kirche wurde neu gegründet. Zur gleichen Zeit beginnt mit der Zerstörung des Tempels ein kräftiges antijüdisches Argument: Die Juden wurden wegen ihrer Ungläubigkeit und Untreue mit der Verwüstung ihres irdischen Lebensraumes gestraft. Gottes Anwesenheit auf Erden im Jerusalemer Tempel erlosch, von nun an war er nur noch in der Kirche präsent.

### Was war gewonnen?

Aber wenn Gott einmal seine Geduld verliert, kann es wieder passieren und umso einfacher, als das neue Gottesvolk aufgrund seiner kurzen Geschichte nur noch wenig Glaubensbeispiele zu bieten hat und es desto mehr aufpassen muss, ob Gott wieder ungeduldig wird. Es scheint mir darum, dass die jüdische Heilsgewissheit entspannter und sicherer ist als die christliche Zueignung des Heils und dass der Unterschied recht bedrohlich für die Heidenchristen war. So kann man die Empörung verstehen, die der Plan des Kaisers Julian hervorrief, den Jerusalemer Tempel aufzubauen (denn ein funktionierender Tempel hätte mit dem Heilsmonopol der Kirche konkurriert).

### Marcion und die Folgen

Grundlegend für das christliche Verhältnis zum Judentum wurde der Ausgang des Streites mit Marcion in der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Für alle Autoren des Neuen Testaments bestanden die «Heiligen Schriften» aus der Thora, den Propheten und den (übrigen) Schriften, also den Texten, aus denen bis heute die jüdische Bibel besteht und die sie nicht ersetzen, sondern ergänzen wollten. Marcion lehnte die jüdische Bibel (und deren Gott!) kategorisch ab. Er stellte eine «neue Bibel» aus dem Lukasevangelium und einigen paulinischen Schriften zusammen. Die Kirche verwarf Marcions Häresie, stellte aber in der Folgezeit die christliche Bibel als eine Bibel mit zwei Testamenten zusammen: dem Alten (Ersten) und dem Neuen Testament. Diese Doppelung der Testamente wurde bis ins 20. Jahrhundert hinein im Sinne einer heilsgeschichtlichen Ablösung des Judentums durch das Christentum gelesen. Marcion befürwortete einen radikalen Bruch, der den Juden das Judentum überliess. Marcion griff die Symbole an, aber liess das Volk in Ruhe, die Kirche übernahm die Symbole und griff das Volk an. Die kirchliche Ergänzung der jüdischen Bibel um das Neue Testament eröffnet aber auch die heute wahrgenommene Option, von einer heilsgeschichtlichen Ergänzung des Judentums durch das Christentum zu reden (vergleiche Röm. 9–11).

*Martin Parmentier ist Dekan der CTheol Fakultät und Professor für Systematische Theologie, Kirchen- und Theologiegeschichte und Ökumenische Theologie am Department für Christkatholische Theologie.*

Die Konzentration auf die Problembereiche «Antijudaismus im Neuen Testament» und «Wie war die Shoah möglich?» lässt jene Zeit der Nachantike und der Vor-Neuzeit im Schatten, in der nicht nur «Europa» als atlantisch-baltische Kultur entstand, sondern auch Weichen für den europäischen Umgang mit dem Judentum gestellt wurden: das Mittelalter.

# Juden im Mittelalter – vornehmlich im alten römisch-deutschen Reich

Rainer C. Schwinges

Die Juden des mittelalterlichen Europa waren in zweifacher Weise eine Minderheit: in ihrer christlichen Umwelt wie im Rahmen des überwiegend orientalischen, mediterranen Judentums, mit dem sie freilich kaum noch (ausser von Spanien aus) in Verbindung standen. Gleichwohl hatten Europas Juden einen bedeutenden Anteil an der Geschichte ihrer Länder. Sie gaben und nahmen, entwickelten eigene Formen und gestalteten Geschichte mit, litten aber auch an ihr schon im Mittelalter mehr als andere.

## Vom Mittelmeer in den Norden

Jüdische Gemeinden existierten bereits in den westlichen Provinzen des antiken Römischen Reiches. Nördlich der Alpen lebten Juden spätestens seit dem 4. Jahrhundert im Rheinland, dem Raum mit der stärksten Kontinuität zur Antike. Auch im Mittelalter wohnten in dieser städtisch geprägten Landschaft die meisten Juden. Bedeutende Gemeinden entwickelten sich seit dem 11. Jahrhundert im Schutz des Königs und bischöflicher Stadtherren in Köln, Trier, Mainz, Worms, Speyer und Strassburg. Mit Landesausbau und Urbanisierung und dem Fortschreiten der Geldwirtschaft breiteten sich die Siedlungen weiter nach Osten aus. In Nürnberg, Magdeburg, Regensburg und Prag entstanden ebenfalls grössere Gemeinden.

Juden konnten überall siedeln, weil sie in ihrer christlichen Umwelt prinzipiell geduldet wurden. Im Einflussbereich des römischen Papsttums – man spricht auch vom lateinischen, papstkirchlichen Europa, um es vom griechisch-byzantinischen Osteuropa abzusetzen – war die jüdische Religion die einzige, die unbehelligt in eigenen «Gotteshäusern» (Synagogen) praktiziert werden durfte. Juden galten als Zeugen der Wahrheit. Ihre heiligen Schriften überlieferten die Zeugnisse der christlichen Lehre, und ihnen galt

das Pauluswort (Röm. 11, 25 ff.), dass am Ende der Zeiten ganz Israel gerettet werde, was sie vor Gewaltmission eigentlich schützen sollte. Die Päpste untersagten daher immer, die Juden zu bedrängen. Erst in der aufgewühlten Zeit des frühen 13. Jahrhunderts mit innerchristlichen Kreuzzugs- und Ketzerproblemen drängte auch die Kirchenleitung auf Isolierung: Juden – so beschloss es das 4. Laterankonzil im Jahre 1215 – sollten getrennt von den Christen wohnen und ein Unterscheidungszeichen tragen (einen kreisförmigen gelben Fleck an der Kleidung). Dieser Beschluss hatte zunächst kaum praktische Bedeutung, schon gar nicht im Reich und erst recht nicht im Rest Europas; dennoch war die Idee des späteren Judensterns in die Welt gesetzt.

## Integration und Separation

So oder so mussten die Juden im alltäglichen Leben grösste Gegensätze aushalten. Sie waren, wo immer sie in christlicher Umgebung wohnten, ausgegrenzt und eingebunden zugleich. Sie waren eine Randgruppe, aber eine mit auffallend andersartiger Kultur auf vielfach überlegenem Niveau. Das sicherte die Identität, wurde jedoch auch als befremdend wahrgenommen: der jüdische Kult, die eigene Tracht, die hebräischen Schriftzeichen und die Sprache, die Verbreitung des Lesens und Schreibens unter Juden und Jüdinnen, die besondere soziale Ordnung, das eigene jüdische Recht, geschöpft aus eigenen Quellen, der Thora und dem Talmud, den Traditionen des biblischen und nachbiblischen Judentums. Juden organisierten sich in Gemeinden selbst, geführt von Ältestenrat und Judenmeister. Rabbiner hatten eine beratende Funktion. Die Hauptsorge galt der Synagoge. Zumindest vor den grossen Verfolgungswellen des späteren Mittelalters führten die Gemeinden ein reges geistiges Leben. Gelehrte standen oft in hohem

Ansehen. Einer der letzten reichsweit geachteten gelehrten Wortführer war Rabbi Meir Ben Baruch von Rothenburg (gestorben 1293), der in Worms geboren wurde und auf dem dortigen Judenfriedhof begrabene ist. Rund 1 500 seiner Gutachten und Entscheidungen in Rechtsfällen sind erhalten. Spätere Versuche, die vielen Gemeinden in einer allgemeinen «Reichsjudenheit» zu organisieren, scheiterten freilich am Selbständigkeitswillen, obwohl die Könige eine solch zentrale «königsnahe» Form, parallel zur so genannten Kammerknechtschaft der Juden, gern gesehen hätten. Neben diesen Formen einer randständigen Sonderkultur standen jene des Eingebundenseins, die die Juden klar als Teil der christlich geprägten Kultur auswiesen. Eine der ersten Leistungen war das schöpferische Hervorbringen einer jüdischen Umgangssprache: Das Jiddische ist ein um hebräische und slawische Elemente bereichertes Mittelhochdeutsch. Im Übrigen hatte man die gleichen Lebensgestaltungs- und Unterhaltungsinteressen. Recht und Gewohnheiten, zum Beispiel die Stellung der Frau, die Monogamie und selbst das Trauungszeremoniell, wurden von der umgebenden christlichen Kultur beeinflusst. Die jüdische Literatur griff mit Helldeneben und Ritterromanen die gleichen Themen auf wie die christliche. Buchmaler aus beiden Religionen gestalteten Handschriften nach gleichen Techniken und oftmals auch gleichen Motiven. Die gotischen Häuser der Juden unterschieden sich in nichts von denen der Christen. Synagogen und Kirchen wurden im gleichen Stil gebaut und von den gleichen Steinmetzen geschmückt. Wie andere Sozial- und Berufsgruppen wohnten auch die Juden vor den grossen Verfolgungen zumeist relativ geschlossenen (Judengassen), öfter in den besten Vierteln der Stadt. Für Herren aller Art und die städtischen Obrigkeiten waren sie gesuchte Experten, Spezialisten des Geld-



Kaiser Heinrich VII. gewährt nach seiner Krönung den Juden das Recht, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben (nach einer Miniatur um 1340).

wesens, der Medizin und der Technik. Am stärksten eingebunden waren die Juden durch das Kreditwesen, das sie lange Zeit in Stadt und Land beherrschten, bis sie, geschwächt durch Verfolgungen und Vertreibungen, der Konkurrenz der italienischen Handelsbankiers und gegen Ende des Mittelalters der oberdeutschen Wirtschaftskraft weichen mussten.

### Krisen

Die Gegensätzlichkeit der «eingebundenen Randexistenz» hatte freilich gefährliche und verhängnisvolle Seiten immer dann, wenn in Krisenzeiten Autoritätsverluste der Herrschaft eintraten und die Schutzfunktion der kaiserlichen, fürstlichen, bischöflichen oder städtischen Obrigkeit versagte. Als Sündenböcke boten sich dann gerade die Juden an. Seit dem 12. Jahrhundert, beginnend mit den Kreuzzugspredigten, kann man eine jüdenfeindliche Stimmung in Europa feststellen. Religiöse und wirtschaftlich-soziale Motive gaben dazu den Ausschlag; der neuzeitliche politisch-ideologische und biologisch-rassistische Antisemitismus ist dem Mittelalter noch fremd. Das wichtigste, das religiöse Motiv belastete die Juden vor al-

lem mit der Verantwortung für den Tod Christi. Im Reich tauchte erstmals 1235 die zuvor in England und Frankreich erhobene Beschuldigung des Ritualmordes an Christenkindern auf. Sie war genauso unsinnig wie der vom Ende des 13. Jahrhunderts an erhobene Vorwurf des Hostienfrevels. Die wirtschaftlich-soziale Judenfeindschaft gründete in der Rolle der Juden als Geldverleiher. Ihnen war das Zinsnehmen erlaubt, den Christen war es verboten. Angesichts des hohen Risikos waren kurze Laufzeiten üblich und die Zinsen sehr hoch. Man hat Jahreszinssätze von 43 bis 65 Prozent errechnet. Solche Aufschläge, der Anschein des Illegalen und ganz allgemein die geringe Einsicht in die Regeln des Geldgeschäfts wurden zu Quellen des Hasses. Er konnte sich bis zur Dämonisierung der Juden steigern und dann im Erklärungsnotstand von Katastrophen wie der grossen Pest mit dem Vorwurf der Brunnenvergiftung zu furchtbaren Pogromen führen. Bern war 1348 eine der ersten Städte im Reich, die so handelten.

### Ausblick

Die Juden des Mittelalters haben Geschichte aktiv und passiv erlebt, nur eines

haben sie nicht getan: Sie haben nicht Geschichte geschrieben. Trotz ihrer «Kulturhöheit» zwischen Ausgrenzung und Einbindung, trotz ihres hohen Grades an Schriftlichkeit und Bildung haben sie nie den Versuch unternommen, ihre Anwesenheit in Reich und Europa historiographisch zu deuten. Das Gefühl, in der Diaspora und im ständigen Aufbruch zu sein, hat sie daran gehindert.

Die Universität Bern gründet eine Forschungsstelle für Judaistik und siedelt sie zwischen der CTheol Fakultät und der Philosophisch-Historischen Fakultät an. Zwei Kodirektoren, Professor für Neues Testament der eine, Professor für mittelalterliche Geschichte der andere, führen die Stelle gemeinsam und sorgen zusammen mit Forschungsassistenten für spannende Schwerpunkte und innovative Projekte. Forschungsschwerpunkte liegen derzeit beim hellenistischen Judentum um die Zeitenwende sowie beim Judentum im mittelalterlichen Europa, insbesondere in der Stadt- und Bildungsgeschichte.

*Prof. Dr. Rainer C. Schwinges ist Direktor der Abteilung für Mittelalterliche Geschichte am Historischen Institut der Universität Bern*

## Neues aus der Fakultät



Eine Gruppe rumänischer Studierender in der Berner Altstadt.

### Rumänische Gäste an der Cetheol Fakultät

Sich selbst im Spiegel anderer kennen lernen: So liesse sich das Ziel der Studientage benennen, die vom 15. bis 23. April vierzig Studierende und Dozierende der orthodoxen und der evangelischen Partnerfakultäten in Sibiu mit solchen der Cetheol Fakultät in Bern verbrachten – sozusagen der «Gegenbesuch» nach der Berner Rumänien-Exkursion im letzten Jahr. Das Thema der Tagung war «Pluriformität in der Schweiz und in Siebenbürgen». Es gliederte sich in die Aspekte Interkulturalität, Interkonfessionalität und Interreligiosität. Die Gäste begegneten Professorinnen und Professoren der Cetheol, Vertreterinnen und Vertretern der Landeskirchen sowie kleinerer christlicher

Gemeinschaften und Fachleuten aus städtischen, kirchlichen und staatlichen Institutionen. Sie reisten zur katholischen Fakultät in Freiburg und zu den ökumenischen Einrichtungen in Genf. Sie erfuhren die Interkonfessionalität im Bernerland und die Interkulturalität im Jura. Sie besuchten Brennpunkte der Migration in Bern (etwa eine Schule mit überwiegend Ausländerkindern). Sie erlebten gottesdienstliche Anlässe bei verschiedenen christlichen Konfessionen, aber auch bei Juden, Muslimen und Hindus. Sie begegneten intensiv ihren Berner Kommilitoninnen und Kommilitonen, zum Beispiel, als sie drei Tage und Nächte mit privaten Gastgebern verbrachten oder bei einem gemeinsamen Fest am Bielersee. Und sie lernten sich gegensei-

tig besser verstehen: ein Beitrag zu verbesserter Zusammenarbeit in Sibiu. Der Gewinn der Tage lag indes ebenso auf Seiten der Gastgeber. Nicht nur erfuhren sie in Referaten und Gesprächen viel Neues über Rumänien, sie lernten auch im Spiegel der Gäste bei sich zu Hause vieles neu zu sehen.

Walter Dietrich

*Katja Janz erhielt für ihre Akzessarbeit zum Thema «Wie weiss ich, dass zwei Menschen das gleiche meinen, wenn jeder sagt, er glaube an Gott?» den Departementspreis des Departements Evangelische Theologie der Cetheol Fakultät.*

## Institut für Systematische Theologie

**Stellvertretung** «Durch Seine Wunden sind wir geheilt», das war vor kurzem das Motto eines kontroversen Jesus-Films, der trotz weitgehender Ablehnung durch die offizielle Theologie und Kirche auch in Europa Millionen einspielte. Geht das denn – kann ein Mensch stellvertretend für andere Menschen oder gar die ganze Menschheit leiden? Doch der kulturelle Gedanke der Stellvertretung, wie er zum Beispiel allen «Sündenbock-Ritualen» zugrunde liegt, ist keineswegs auf das Christentum beschränkt.

Das Thema «Stellvertretung» ist in den letzten Jahren vermehrt Gegenstand biblisch-theologischer wie auch systematischer Untersuchungen geworden. Parallel dazu lässt sich eine erhöhte Aufmerksamkeit dafür beobachten. Die aktuelle Relevanz der «Stellvertretung», auch im Bereich anthropologischer, kulturwissenschaftlicher und moralphilosophischer Zugänge, war Anlass zu einem interdisziplinären Symposium «Stellvertretung. Theologische, philosophische und kulturelle Kontexte», das vom 18. bis 20. Juni in Tübingen stattfand. Organisiert wurde es von J. Christine Janowski und Hans P. Lichtenberger (Insti-

tut für Systematische Theologie der Cetheol Fakultät) gemeinsam mit dem Tübinger Alttestamentler Bernd Janowski.

Die Referenten kamen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Wesentliche Impulse kamen von Beiträgen aus der antiken Religionswissenschaft, der Philosophie, der Soziologie, Psychiatrie und Germanistik. Die Diskussionen unter Teilnahme einer aus vielen Universitäten angereichten Öffentlichkeit waren lebhaft. Doch zeigen sich in den diversen theologischen wie aussertheologischen Gebrauchswesen «Familienähnlichkeiten», die zu weiterer interdisziplinärer Forschung anregen.

Eigens erwähnt seien die beiden öffentlichen Abendvorträge von Johannes Weiss (Soziologie, Kassel) «Die Grenzen stellvertretenden Handelns», der mit seinem Buch «Handeln und Handeln lassen. Über Stellvertretung» (1998) die soziologische und politische Dimension dieser Kategorie wesentlich beleuchtet hatte, und von Christof Gestrich (Systematische Theologie, Berlin), dessen Buch «Christentum und Stellvertretung» (2001) ein wichtiger Auslöser der neueren Debatte ist.

Hans P. Lichtenberger

# Institut für Bibelwissenschaft

**Der Quellenwert von Bildern bei der Rekonstruktion antiker Frauengeschichte** Anfang April traf sich an der CTheol Fakultät ein internationales und interdisziplinäres Symposium, das erstmals Fachleute aus mehreren grossen Bereichen der Altertumsforschung (Ägypten, Mesopotamien, Levante, Kreta, Griechenland, Rom) zusammenführte, die mit darstellender Kunst der Antike und Genderfragen befasst sind.

Ob neolithische Tonfigürchen, ägyptische Grabreliefs, attische Vasenmalerei oder römische Grabreliefs – die bildlichen Darstellungen stellen eine wichtige, in schriftlosen Epochen oder Kulturen die wichtigste Quelle für die Sozial- und Religionsgeschichte und die Frage nach den Geschlechterbeziehungen (Gender) dar. Wer allerdings hofft, in den Bildern unmittelbar Ergänzungen oder gar Illustrationen zu Texten zu finden, wird enttäuscht. Die Bilder antiker Kulturen sind keine Abbildungen von Realität, sie sind Teile kultureller Zeichensysteme und müssen, vergleichbar einer alten Sprache, entziffert und «gelesen» werden. Sie transportieren – je nach Bildgattung und Funktionen in unterschiedlichem Mass – Ideologien und beteiligen sich an der Konstruktion von Wirklichkeiten.

Ein Beispiel, das die reichen Facetten von Fragen und die interdisziplinären Verbindungen besonders anschaulich macht, ist die Bildtradition der Klagefrauen. In den ge-

nannten Kulturen gibt es ein deutliches, wenn auch nicht exklusives Gendervorzeichen der Totenklage und der Klage bei kollektiven Katastrophen wie dem Untergang einer Stadt: Es werden öfter trauernde Frauen als Männer dargestellt, Frauen trauern expressiver als Männer, es gibt professionelle Klagefrauen, aber keine Klagemänner. Es wäre voreilig, dieses Faktum von heutigen Erfahrungen oder gesellschaftlichen Rollenverteilungen her damit zu erklären, dass Frauen für besonders emotional gehalten wurden («Männer lassen lieben»). Eher ist die Delegation der Klage an die Frauen ein Zeichen für ihre eminent wichtige, keineswegs private, sondern öffentliche Rolle im rituellen Umgang mit dem Tod. Gerade eine solche Beobachtung von kulturübergreifenden Phänomenen ruft jedoch methodisch immer wieder nach der präzisen Erforschung der Ikonographie bestimmter Kulturen in eingegrenzten Epochen.

Erstaunlich ähnliche Bildkonstellationen finden sich in manchen biblischen Prophetentexten, zum Beispiel bei Jesaja und Jeremia. Auch hier wird das Bild von den klagenden Frauen, die auf den öffentlichen Plätzen das Schicksal der ganzen Stadt, des ganzen Landstrichs beweinen, als Schreckensbild eingesetzt. Allerdings droht hier kein fremder Imperator, sondern der Gott Israels seinem eigenen Volk (Jer. 9, 17–21).

*Silvia Schroer*

# Institut für Historische Theologie



Die Gruppe der kirchengeschichtlichen Exkursion besuchte Schloss Chillon.

**Die kirchengeschichtliche Exkursion 2003** Das Jahr 2003 führte uns ins Genferseebecken, wo wir die ganze konfessionelle Breite der Schweizer Kirchen und ihrer Geschichte antrafen. Der Paramente aus dem Lausanner Kathedralschatz im Bernischen Historischen Museum, das Musée Suisse du Vitrail in Romont und eine Wanderung durch die Rebberge des Lavaux dienten der Einstimmung. Der Bettag war dem Gottesdienst in der Lausanner Kathedrale, deren Rosenfenster, der Eroberung der Waadt durch Bern, der Lausanner Disputation von 1536, der Gründung der Akademie und der Weltkirchenkonferenz «Faith and Order» von 1927 gewidmet. Der Montag galt im Schloss Chil-

lon der Geschichte Savoyens, besonders dem Herzog Amadeus VIII. = Papst Felix V., und brachte im ehemaligen Caux-Palace eine Begegnung mit Vertretern der Bewegung «Initiativen der Veränderung» (früher Moralische Aufrüstung). In Genf folgte die Gruppe einen Tag lang den Spuren der Reformation in der Kathedrale und im Auditoire Calvin und auf der Place Bourg-de-Four, wo er auf dem Scheiterhaufen endete, im Gedenken an Michel Servet. Der Mittwoch begann im Chor der reformierten Kirche Nyon beim einzigartigen Pfingstfresko aus dem 13. Jahrhundert. Das Museum Schloss Prangins gewährte Einblick in den sozialen und geistigen Wandel der Schweiz des 18. Jahrhunderts. Zu Fuss

ging's zurück nach Nyon und per Schiff ans andere Ufer nach Yvoire, von wo 1689 die Glorieuse Rentrée der Waldenser ausgegangen war. Der Donnerstag brachte Begegnungen im Institut œcuménique Bossey. Der Besuch im Musée International de la Croix-Rouge bot Gelegenheit zur Erinnerung an Henry Dunants Verwurzelung in der Genfer Erweckungsbewegung. Der Heimweg führte am Freitag über Thonon, wo Franz von Sales und Jeanne-Françoise de Chantal für die katholische Reform und die Gegenreformation gewirkt haben, Evian-les-Bains und Lausanne zurück nach Bern.

*Rudolf Dellsperger*

# Institut für Praktische Theologie

## **Baustelle Religion – Eine empirische Untersuchung zum Religionsunterricht im Kanton Bern, Bern 2004**

Im Mai 2004 stellte der Regierungsrat des Kantons Zürich die Weichen für einen obligatorischen, konfessionell neutralen Religionsunterricht anstelle des Faches Biblische Geschichte. Damit werde – so Regierungsrätin Aepli – der Integrationsaufgabe der Schule Rechnung getragen.

Im Kanton Bern hat der konfessionell neutrale Religionsunterricht Tradition. 1983 wurde das Fach «Christliche Religion auf Grundlage der biblischen Geschichte» in Religion/Lebenskunde umbenannt. 1995 erfolgte die Integration in das Fach «Natur-Mensch-Mit-

welt». Der Vorgang löste Kontroversen aus. Hartnäckig hält sich das Gerücht, in der Schule finde kein Religionsunterricht mehr statt.

Dieses Gerücht bildete den Ausgangspunkt zur Untersuchung. Per Fragebogen wurden die Einstellungen von 400 Lehrpersonen zur Bildungsrelevanz von «Religion» und Daten zur Organisation des Faches erhoben. Die Analyse der Daten zeigt, dass statt von Erosion eher von einer Rekonstruktion des Religionsunterrichts zu reden ist, die durch die Faktoren «Multikulturalität» und «Alltagswelt der Schülerschaft» mitbestimmt wird. Auf dem Hintergrund des gesellschaftlich-kulturellen Kontextes und der Lehrplanentwicklung stellt das

Buch die Daten und ihre Interpretation vor. Erste Stellungnahmen von Interessierten aus Wissenschaft, Bildungspolitik und Kirche eröffnen die notwendige Diskussion.

*M. Baumann; R. Grädel; D. Probst; G. Schuppli (Hg.)*

